



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 13 June 25, 1953**

Köln: Bund-Verlag, June 25, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS



**Berlin ist**

**uns ein Vorbild**

*Arbeiter kämpfen für die Freiheit!*

Es war, als ob das Leben bei uns stillstände. Es gab nur ein Thema an diesen Tagen: der Aufstand der Massen in Berlin und der Sowjetzone. Unsere ganzen Gefühle und Gedanken waren dabei. Alle unsere Gespräche gingen um dieses gewaltige Ereignis. Alles andere, was in der Welt geschah, wurde davon überschattet.

Erst wollte es niemand glauben, was drüben von Berlin bis Dresden vorging. Dann, als es Gewißheit wurde, daß die Menschen der Sowjetzone zu Hunderttausenden aufstanden, um gegen die Herrschaft der Gewalt, der Unterdrückung zu demonstrieren, hielt die Welt den Atem an. Voller Bewunderung und Stolz blickten alle freien Menschen der Welt nach dem Osten Deutschlands. Alle Herzen waren erfüllt von dem Mut jener Menschen, die, seit Jahren unterdrückt, spontan losbrachen. In aller Welt war die große Regung und Bereitschaft, den Aufgebrochenen tätige Hilfe zu leisten.

Halten wir das ganz besonders fest. Die Arbeiter waren es, die aufbrachen. Sie waren es, die losmarschierten gegen einen diktatorischen Staat, der alle Machtmittel zur Verfügung hat. Welch ein beispielloser Mut gehörte dazu! Gegen die Pieck, Grotewohl, Ulbricht, Nuschke und Konsorten richteten sich der Unwille und der Zorn der Massen. Diese Männer wären vom Sturm des Aufstandes hinweggefegt worden, wenn nicht die Besatzungsmacht mit Panzern und Kanonen ihnen Hilfe und Beistand geleistet und mit den Machtmitteln des Militärs die Unruhen niedergekämpft hätte. Unter den Garben der Maschinengewehre fielen die ersten Opfer. Blut färbte die Stellen, an denen Menschen gegen Not und Ausbeutung und für ein einiges Deutschland demonstriert hatten. Dem folgte der Terror mit einer Verhaftungswelle und stand-

rechtlicher Erschießung Unschuldiger. Als Ausdruck der Trauer und unseres tiefen Mitempfindens für die Opfer von Berlin und der Sowjetzone und als Protest gegen die Willkürherrschaft ließen die Arbeiter, Angestellten und Beamten in der Bundesrepublik, einem Ruf der Gewerkschaften folgend, am Dienstag, dem 23. Juni 1953, für fünf Minuten in allen Betrieben die Arbeit ruhen.

Was an diesen Junitagen in Berlin und der Sowjetzone geschah, wird aus der Geschichte der Welt niemals wegzudenken sein. Es bleiben geschichtliche Tage. Tage, die uns erschütterten und traurig machten. Tage, die uns Hoffnung gaben und uns wieder an die Menschen der Ostzone glauben ließen. Tage, wo ganz deutlich wurde, was den Menschen drüben angetan wird, uns aber die Gewißheit gaben, daß sie in ihrer Mehrheit so denken und fühlen wie wir.

Voller Stolz und Bewunderung denken wir an die, die auf die Straßen gingen in dem Bewußtsein, daß auf der anderen Seite die Machtmittel des Staates und des Militarismus standen.

Und eines macht uns noch ganz besonders stolz: die jungen Menschen dort drüben. Ihr Anteil und ihre Beteiligung an dem Aufstand waren groß. Sie sind ein lebendiger Beweis dafür, daß die Arbeit der FDJ zum großen Teil nicht das Denken und Fühlen der jungen Menschen erfaßt und die Jugend sich ihre innere Freiheit bewahrt hat.

Die Stimme der hungernden und unterdrückten Menschen in der Sowjetzone ist tief in unser Inneres gedrungen. Dieser Aufschrei, der durch Maschinengewehrgarben und Panzerblutig unterdrückt wurde, darf niemals verklingen, solange nicht die Menschen dort drüben wieder frei sind und in Einheit mit uns zusammenleben können.

STEPHAN GRÄFFSHAGEN  
SCHRIEB UNTER DEM EINDRUCK  
DER RADIOSENDUNG AM 17. JUNI:

Abends. Der ferne Zug der Vogesen  
sinkt hinter dem leise fallenden  
Regen zusammen.  
Grüner atmet das Gras.  
Tropfen-Zickzack, herabgezogen  
vom oberen Rand der Fensterscheibe,  
Gitter um meinen Feierabend, um  
Ausrubn, Geborgenheit und die  
gedämpfte Tanzmusik.

Aber dann  
zersetzen die Töne.

Aber dann  
kommen aus dem furchtbaren  
Schlund meines Apparates  
Schüsse, Geschrei, das  
Stöhnen blutüberströmter  
Arbeiter.

Dann  
sitze ich starr  
im rotgepolsterten Sessel, gedankenlos nur  
der Griff nach der Zigarette,  
und stehe doch dort am  
Potsdamer Platz.

(O die Scham, millionenfach  
in den Sesseln, Betten und  
unter plötzlich nüchtern  
gewordenen Zechern.  
Grausame Technik. Der Schein  
von Anteil, den sie uns gibt,  
während der Blick  
schweigend die festen  
Wände betastet.  
Dazwischen  
der Pfiff von Kugeln, die  
uns niemals erreichen.)

Sie aber,  
achtbundert oder dreihundert  
Kilometer weiter nach Osten,  
sie aber, deren Schreie mir weh tun,  
Arbeiterbataillone, aufgebrochen  
aus den Fabriktoren,  
der dumpfen Verzweiflung,  
noch im Monteuranzug, Kopf  
neben Kopf, selbst aus  
der kleinsten Seitengasse  
wächst ihnen gellender Aufstand zu,  
sie aber  
wissen das alles nicht.

Einmal die Wut der Partei  
als Ohnmacht spüren!  
Das Joch im Symbol einer  
blutigen Fahne  
unter zehntausend Stiefelabsätze treten!  
Einmal die Wahrheit  
herausgeschrien!  
Und immer noch einmal:  
Die Wahrheit!  
Die Wahrheit!

Und dann: nur das sture  
Rasseln, vor langem erfahren,  
in Rußland,  
nachts vor den Gräben im  
Niemandland,  
während das Blut  
in den Adern stockte -  
noch einmal stockt, bevor  
der Reporter erläutert,  
von welcher Seite die Panzer,  
pflastersteinüberbagelt,  
dem brodelnden Aufruhr zu Leibe  
rücken, Männern mit  
bloßen Fäusten, die gestern noch  
eine Maschine bedienten.  
Männern, Frauen, verzweifelt und  
heldenmütig.

Im Hintergrund brennen  
zwei Häuser. Fackelsignale  
der Rebellion. Knistern von  
Funken in hunderttausend  
Zimmern wie meins, mit  
Wänden, die niederzubrechen scheinen,  
offen der Nacht, dem Ungewissen, der  
tanzmusiküberlärmten  
Bedrohung.

Zurückgeblendet. Wieder am  
Potsdamer Platz.  
Leipziger Straße. Linden.  
Kette aus Uniformen. Kalt, ungerührt  
liegt das graue Licht auf den Läufen  
der Karabiner.

(Wissen es auswendig, immer  
von neuem eingedrillt:  
Petersburg. Winterpalast. Am  
9. Januar 1905.  
Und „Er gab“, heißt es im kurzen  
Lebengang von der  
Geschichte der Bolschewiki,  
„den Befehl, auf die  
unbewaffneten Arbeitermassen zu  
schießen.“)

„Feuer!“  
Und dann die Viertelskunde  
Stille.

Und dann das Blut, und  
die Schreie, unzählige  
gräßliche  
Schreie.

Schweigend sind nur die  
Toten.

Der Rasen vor  
meinem Fenster ist grün  
unter dem sprühenden Regen.

Aber dort  
ist der Rasen rot!  
Meine Kinder schlafen.

Aber dort  
werden in dieser Nacht  
unzählige Kinder  
wach in den Betten liegen und  
weinen.

**TOTE**  
am  
17. Juni 1953  
in Berlin



### Verkehrsamt beschwerte sich

Über die „Ungenauigkeit der zuständigen Beamten“ im Kreis Grafschaft Bentheim (holl. Grenze) beschwerte sich dieser Tage das Bundesverkehrsamt in einem Schreiben an den Oberkreisdirektor. Es sei nicht zulässig, erkläre das Bundesverkehrsamt, daß von einem Autofahrer als Wohnort lakonisch „ohne“ angegeben werde. Jeder Führerscheinbesitzer müsse einen Wohnort nachweisen können. Das Bundesverkehrsamt hatte allerdings übersehen, daß es im Kreis Bentheim eine Gemeinde mit dem Namen Ohne gibt. Sie liegt südöstlich von Bentheim.



### Weniger kriegerisch

Auf eigenen Wunsch hat das Amt Blank in Bonn eine neue, weniger kriegerische Telefonnummer bekommen. Bis jetzt hatte das Amt, das sich mit der Aufstellung künftiger deutscher Kontingente für die Europa-Armee befaßt, die Nummern 1870/71. Es ist unbekannt, wie die neue Nummer lauten soll; hoffentlich nicht 1939/45.

### Der schönste Tag

Die Verwaltung des Kantons Luzern (Schweiz) hat einen Antrag abgelehnt, wonach Lehrerkonferenzen künftig nur noch an schulfreien Tagen stattfinden sollten. Ein Lehrer begründete die Ablehnung mit den Worten: „Der schönste Tag im Leben eines jeden Schülers ist der Tag der Lehrerkonferenz.“

### Mit Schnurrbärten

Bei Kontrollen in Filmen, die für Jugendliche nicht zugelassen waren, konnte die Wiener Polizei je Vorstellung bis zu 25 unbefugte Zuschauer feststellen. Manche hatten in ihrem Ausweis das Geburtsdatum korrigiert, andere gingen mit Schnurrbärten durch die Sperre.



### 300 Tonnen Krönungsabfall

Mehr als 300 Tonnen Stullenpapier und anderer Unrat sind bei dem Massenandrang zu den Londoner Krönungsfeierlichkeiten in den Parks der Innenstadt liegen gelassen worden, teilte der Minister für öffentliche Arbeiten dem britischen Unterhaus mit.

### Grundsätze

„Zusammenhalten wie ein Mann und die Frauen meiden“, ist die Parole der fünf Gebrüder Burke, die zusammen 386 Jahre auf dem Buckel haben und unter ihrem Strohdach in Killeen (Grafschaft Clare) noch viele schöne Stunden zu verbringen hoffen. Die fünf, die zwischen 72 und 83 Jahre alt sind, erledigen sämtliche Hausarbeiten einschließlich Brotbacken selbst. „Glauben Sie bitte nicht, wir wären Frauenfeinde“, meint Senior Pat. „Wir wollen bloß unser Leben so einrichten können, wie es uns gefällt.“

### AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppie. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM, zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupferdruck: Kölner Pressedruck GmbH., Köln.

# Bitte schön - sind wir ein Dreck?

Fünfzehn Jahre Jugendarbeitsschutzgesetz und dennoch Sechzigstundenwoche und Nachtarbeit wie nie zuvor — Wo liegen die Ursachen? In Wanne-Eickel ließ ein Fotograf seine weiblichen Jugendlichen bis nach Mitternacht arbeiten.

„Was sollen wir machen?“ resigniert Gewerberat Oberregierungsrat Böning, Fachreferent in der Abteilung Gewerbeaufsicht des Arbeitsministeriums: „In Nordrhein-Westfalen gibt es nur einen einzigen Fachreferenten für das Gebiet des Jugendarbeitsschutzes. Nur etwa zehn Gewerbeaufsichtsbeamte und -beamtinnen sind in nennenswertem Umfang mit der Beobachtung des Jugendarbeitsschutzes betraut.“

Für die 33 947 nordrhein-westfälischen Quadratkilometer gibt es also genau zehn Beamte für den Jugendarbeitsschutz. Oder: Jeder Beamte hat ein Gebiet von 3394 Quadratkilometer zu bearbeiten. Der arme Mann! Es bleibt ihm am Ende nichts anderes übrig, als alles so laufen zu lassen, wie es läuft; denn schließlich kann er nicht 100 Stunden täglich arbeiten, wenn der Tag nur 24 Stunden hat. Und 100 Stunden brauchte er schon, um nur die größten Mißstände zu beseitigen, um jährlich nur einmal(!) in jeden Betrieb zu schauen. Ausbaden muß es aber die Jugend.

Die Gewerbeaufsichtsbehörden haben zu wenig Personal, um ihre Arbeit im Sinne des Gesetzes auszuführen. Das haben in Nordrhein-Westfalen selbst der Landesrechnungshof und der Finanzausschuß eingesehen, also Instanzen, die sonst erbitterte Kämpfe um die Einsparung einer einzigen Putzfrau führen und jeden Pfennig zehnmal umdrehen.

### Kleine Fische? Für uns nicht

„Das sind doch meistens alles Bagatellsachen“, meinte ein Richter, der nicht genannt werden will, und von seinem Standpunkt aus hat er nicht einmal unrecht. Als Höchststrafe für Übertretungen des Jugendarbeitsschutzgesetzes kann er eine Geldstrafe von 150 Mark verhängen. Das müssen dann aber schon ganz außergewöhnliche Fälle sein. Was so alltäglich ist (60 Stunden Arbeit je Woche — 70 Stunden Arbeit je Woche — Nachtarbeit — 10 Stunden pausenlose Arbeit — Sonntagsarbeit), das wird nicht tragisch genommen und mit 20, 30, 50 oder — wenn es hoch kommt — 70 Mark Geldstrafe geahndet.

In Arnsberg verlangten ein Bäcker- und ein Metzgermeister von ihren Lehrlingen zu wiederholten Malen schwerste Nachtarbeit. Urteil: Einmal 30, ein anderes Mal 40 Mark Geldstrafe. In Wanne-Eickel ließ ein Fotograf seine weiblichen Jugendlichen bis tief in die Nacht hinein, manchmal über Mitternacht hinaus, arbeiten. Eine Jugendliche, die sich weigerte, wurde entlassen. Urteil: 100 Mark Geldstrafe. In Witten beschäftigte ein Textilgeschäft ein Lehrling bis zu 12 Stunden täglich. Es wurde außerdem hauptsächlich mit Säuberungsarbeiten beschäftigt. Urteil: 50 Mark Geldstrafe. In Dortmund verlangte ein Strickereibetrieb von den Lehrling ein Arbeitspensum von 10 bis 11 Stunden täglich, und zwar ohne Pausen. Urteil: Keins. Das Verfahren wurde wegen Geringfügigkeit eingestellt.

Auch hier muß man wissen, daß fast alle Richter mit der Aburteilung mittlerer und schwerer Vergehen so überlastet sind, daß Fälle, die mit Geldstrafen bis zu 150 Mark geahndet werden können, wirklich Bagatellsachen sind. Für die betroffenen Jungen und Mädchen in den Betrieben sind das allerdings keine Bagatellfälle! Ihre Gesundheit wird oft in einer Weise geschädigt, daß sie ihr Leben lang darunter zu leiden haben.

Dazu kommt, daß Beträge unter 100 Mark für die meisten Unternehmer nicht mehr bedeuten als die eine Mark gebührenpflichtige Verwarnung für einen Radfahrer, der seine Freundin auf dem Gepäckträger des Fahrrades nach Hause bringt.

### Die Zeiten haben sich geändert. Oder?

Zweifellos haben sich die Zeiten in den letzten 50 Jahren geändert — für Herrn Kemmerling doch sicher auch. Sonst müßte er ja noch täglich 12 und 14 Stunden arbeiten — wie um die Jahrhundertwende, sonst dürfte er keinen Urlaub bekommen und müßte für 55 Pfennig je Stunde arbeiten. Herr Kemmerling weiß das ganz genau. Nur für seine Tochter Leni sollen sich die Zeiten noch nicht geändert haben. Leni muß bei ihrem Lehrherrn in einem Duisburger Lebensmittelgeschäft täglich eine bis eineinhalb Stunden länger arbeiten, als das Gesetz es zuläßt. Und vom „Aufwärts“-Reporter nach seiner Meinung dazu befragt, sagte er: „Wir haben früher noch viel mehr arbeiten müssen, und es hat uns auch nichts geschadet.“ Schade, wir kennen den Chef von Herrn Kemmerling nicht, sonst hätten wir ihm einmal den Vorschlag gemacht: 14 Stunden Arbeit täglich für Kemmerling, keinen Urlaub mehr und künftig Sonntagsarbeit. Herrn Kemmerling schadet es ja nichts ...

Und das ist ein weiterer Grund, weshalb bei unserem Jugendarbeitsschutz noch so vieles im argen liegt. Die Eltern und Erzieher helfen nicht genug mit. Entweder wissen sie nicht, daß es Schutzbestimmungen für die Jugend gibt, oder es interessiert sie nicht. Also bleibt alles beim alten.

### Eigentlich könnte es uns ...

ja gleichgültig sein, wie lange einer arbeitet. Die Gewerkschaften haben die Rechte des Jugendarbeitsschutzes für die Jugend erkämpft. Wer sein Recht nicht nutzt, ist es selber schuld. Dennoch ist diese Auffassung falsch. Die jungen Kolleginnen und Kollegen des DGB kämpfen noch immer mühevoll um die ihnen zu-

stehenden Rechte. Sie haben keine Lust, ihre Mühen von irgendeiner Seite her sabotieren zu lassen.

So müssen wir auch fordern, daß endlich die Gewerbeaufsichtsämter in ausreichendem Maße besetzt werden oder sonst eine Möglichkeit geschaffen wird, die die Kontrolle der Betriebe im Sinne des Jugendschutzes gewährleistet. Wir müssen fordern, daß Vergehen gegen die Bestimmungen des Jugendarbeitsschutzes nicht mehr als Bagatellsachen behandelt werden können und die Übeltäter spürbar bestraft werden. Wir müssen fordern, daß Eltern und Erzieher endlich auch darüber aufgeklärt werden, daß sie nicht nur über die Pflichten, sondern auch über die Rechte ihrer Kinder zu wachen haben.

## „Politisierende Gewerkschafter“

Die „Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung“ konnte es sich in ihrer Würdigung der 8. Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes nicht verkneifen, wieder einmal von „politisierenden Gewerkschaftern“ zu sprechen. An sich ein Vorwurf, der, schon so oft gebraucht, von uns nicht mehr ernst genommen werden sollte. Aber es geht hierbei um den Bundesjugendring. Es wird davon gesprochen, der Bundesjugendring könne von einigen Gewerkschaftern (und im Gedankengang des Berichterstatters natürlich auch von den sozialistischen Jugendverbänden) als politisches Forum mißbraucht werden.

Ich meine, jeder, der den Gedanken der Jugendringarbeit hochhält, sollte gegen diese Unterstellung protestieren. Wenn man schon Berichterstatter auf derartige Tagungen schickt, dann bitte nur solche, die eine Situation unvoreingenommen betrachten können.

Als Delegierter der 8. Vollversammlung konnte ich aus eigener Anschauung fest-

stellen, daß die politisch aktiven Gruppen (wovon ich die Gewerkschaftsjugend ausnehmen muß) in keiner Weise versucht haben, den Bundesjugendring als Sprachrohr der eigenen Interessen zu mißbrauchen. Und wenn schon — von dieser oder jener Seite — eine kleine politische Würze verabreicht wurde — ist das so tragisch? Jede geistige Auseinandersetzung in diesem Gremium, die getragen ist von einer Reihe von Verbänden, deren politische Konzeption klar oder weniger klar zu erkennen ist, wird eine Problematik aufwerfen. Nur meine ich, daß hier Politisches nicht so tierisch ernst aufgefaßt werden sollte, daß darüber überverbandliche Arbeit im Rahmen des Bundesjugendringes scheitern kann.

Die Meinung der „Deutschen Zeitung und Wirtschaftszeitung“ ist, wie ich glaube, nicht diejenige der 8. Vollversammlung. Um so bedauerlicher ist es, wenn in die Öffentlichkeit eine Problematik hineingetragen wird, die nie im Sinne und Handeln des Deutschen Bundesjugendringes gelegen hat.

L. P.



Mit selbstlosem Eifer stürzte der kleine Alexander Nadau wieder in das brennende Haus Jamaica Avenue 106 in Richmond Hill, um seiner verwitweten Mutter zu helfen, 13 andere Kinder über eine Feuerleiter in Sicherheit zu bringen. Als ihm im Krankenhaus die Brandverletzungen an Händen und Rücken verbunden wurden, verließ ihn jedoch die tapferere Selbstbeherrschung, und rührend hemmungslos läßt er den Tränen freien Lauf (Bild links). Das ist echtes Heldentum! Mit diesem kindlichen Heldentum scheint jetzt die amerikanische Spielzeugindustrie zu spekulieren. Sie hat sich längst auf das Atomzeitalter umgestellt, wie die in Neuyork veranstaltete Spielzeugmesse zeigt. Unser Bild (rechts) zeigt einen vierjährigen Jungen, der eine komplette Weltraumrüstung mit Düsenrakete, Raumanzug und Atompistole ausprobiert.

Fotos: Keystone

# Wer schmeißt denn da mit Lehm?

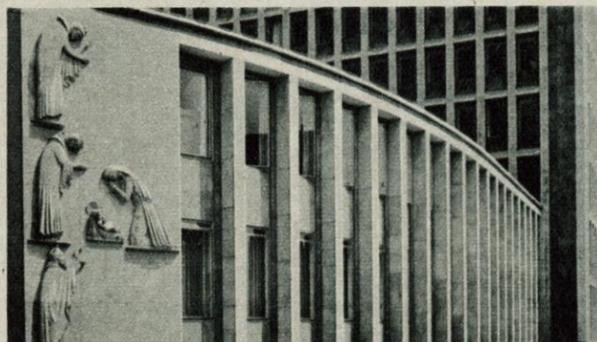
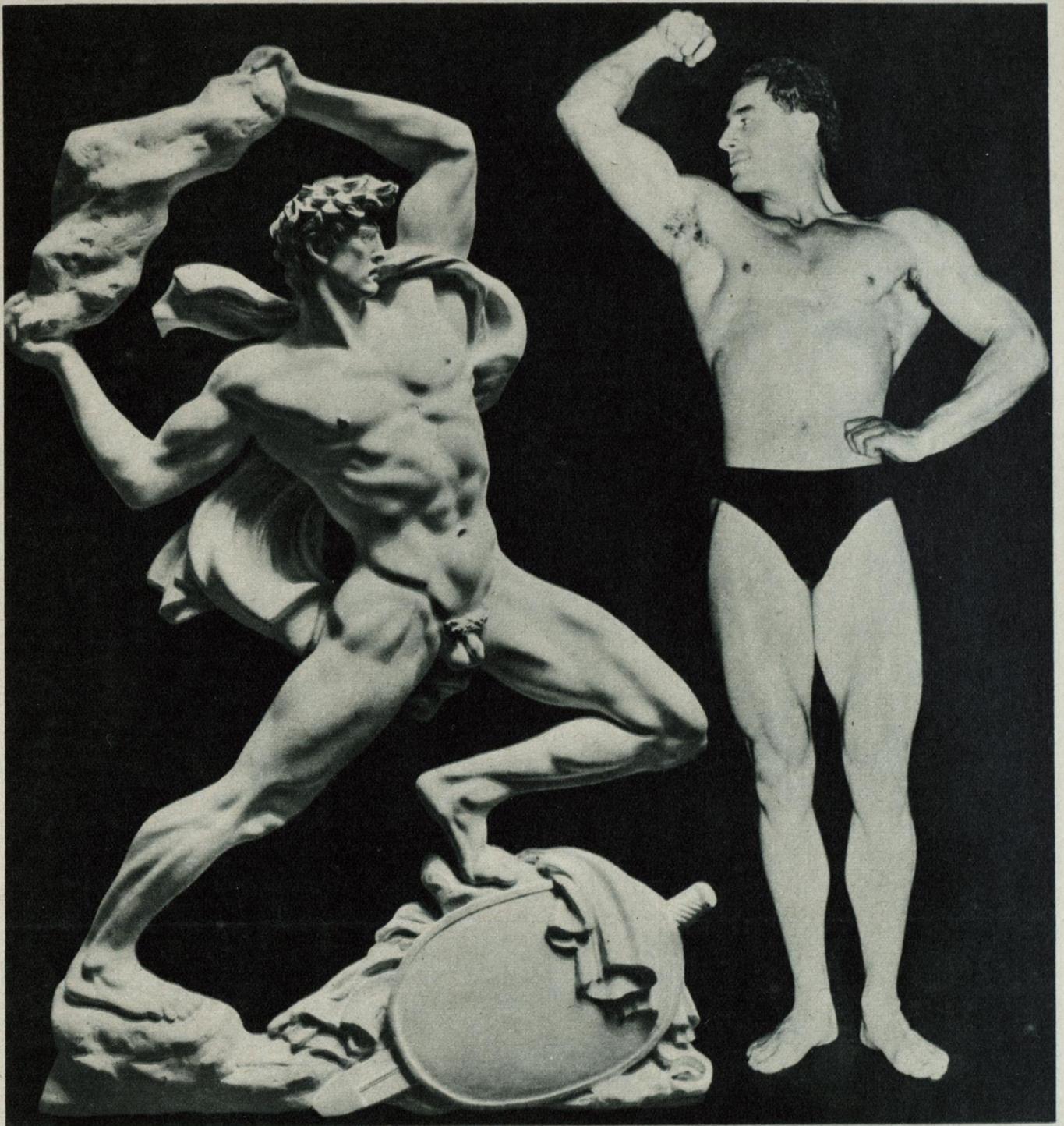
Hitlers Leib- und Magen-Bildhauer Arno Breker bekommt neue Aufträge und steckt mit dem Nazi-Staatssekretär Dr. Naumann unter einer Decke



Das ist Arno Breker (rechts), Bildhauer von Hitlers Gnaden. Unser Bild zeigt ihn während seiner Vernehmung vor der Spruchkammer. Breker hatte in den Jahren der Naziherrschaft ein Riesengeschäft mit seinen überdimensionalen Muskelmännern (links) gemacht. Diese nordischen Bestien, aus einer Spezialknetmasse gefertigt, waren typisch für die Kunst des Dritten Reiches... Breker gab vor der Spruchkammer an, daß er natürlich nie ein Nazi gewesen sei.



Mit diesem Mann steckt Breker unter einer Decke. Es ist Dr. Goebbels' ehemaliger Staatssekretär Dr. Werner Naumann. Am 14. Januar 1953 wurde dieser Dr. Naumann von den Engländern verhaftet, weil er der Rädelführer des „Gauliterkreises“ war, einer Gruppe von gefährlichen Nazis, die wieder an die Macht wollten. In dem beschlagnahmten Tagebuch des Dr. Naumann wird auch ein Gespräch mit Arno Breker erwähnt. Breker hat laut Tagebuch zu Naumann gesagt: „Vor vier Wochen noch riet ich Ihnen, sich politisch ganz zurückzuhalten. Das ist überholt. Sie müssen etwas tun...“ Und bevor Naumann etwas tun konnte, verhafteten ihn die Engländer. Arno Breker aber hatte neue Aufträge.



Die Enthüllung eines „Dreikönigenreliefs“ am Haus des Gerling-Konzerns (Bild links) fand in Köln am 6. Juni 1953 statt. Hersteller dieses Reliefs ist Arno Breker, der im Dritten Reich schwertschwingende Bestien und lehmschmeißende Rowdys (siehe oberes Bild) für die Partebauten der Nazis fabrizierte. Auftraggeber des „Dreikönigenreliefs“ ist Dr. Robert Gerling (Bild rechts), den wir aus Anlaß der Enthüllung fotografierten... Die altehrwürdige Stadt Köln, in der die Gebeine der Heiligen Drei Könige ruhen, sollte sich gegen diese Verunglimpfung wehren. Ein Bildhauer, der das Dritte Reich hemmungslos verherrlichte, hat kein Recht, nun ein Geschäft mit Heiligen Drei Königen zu machen. Sage niemand, Breker habe eine „innere Wandlung“ durchgemacht. Breker ist genau so nazistisch wie früher. Das beweisen die Tagebuchaufzeichnungen des verhafteten Dr. Naumann. Zieht nun einer daraus Konsequenzen? Dr. Gerling stört es nicht, daß der Bildhauer der Heiligen Drei Könige ein Nazi ist. Und die Deutsche Maschinen AG. in Duisburg hat jetzt auch ein Relief bei Arno Breker bestellt. Fotos: 3 dpa, Koch, Heid



## Er hatte schmale Schultern

Auch in diesem Sommer war es so. Ein paar Stunden scharfer Nordost, und der harmlose Ammersee hat meterhohe Wellen, selbst auf dem Achthundertpersonenschiff spürt man sie. Ich wartete auf das Schiff, und da war dieser kleine schüchterne Mann, der wissen wollte, ob das Schiff wirklich komme und pünktlich wieder abfahre. Ich beruhigte ihn. Weil die beiden Mädels, die mit den drei Fahrrädern am Steggeländer lehnten, hersahen, redete ich laut. Der Mann konnte Mitleid erwecken, er hatte so schmale Schultern, als er dann dem heranschlingenden Schiff entgegenschau und die Mädels zurückhielt und sie endlich über die Rampe ließ, und als er die Fahrräder auf dem Achterdeck verstaute.

Die Mädels waren gewiß zwölf Jahre alt; jeder sah, daß sie sich genierten, immer noch, obgleich sie an jenen überängstlichen Vater gewöhnt sein mußten.

Später hockte er auf dem Achterdeck auf einem Klappstuhl neben den Fahrrädern, die Mädels standen an der Reling und betrachteten die Wellen und verhielten sich leise.

Gutes Wetter für eine Radtour, dachte ich — wenn nur der Mann nicht so anstrengend für seine Töchter wäre!

Ich hockte neben der Decktür und hörte die Maschine arbeiten, ich saß da und kümmerte mich um nichts, und plötzlich hörte ich den Schrei. Ich riß den Kopf hoch und sah eine Frau, die händeringend „Brigitte“ rief und von einer anderen Frau festgehalten wurde. Und ich hörte die Schiffsglocke gellen — das war sinnlos —, und ich schrie dem Mann, der die Glocke schwenkte, zu, er solle das sein lassen, aber der begriff nichts, rüttelte die Glocke weiter und startete ins Wasser, und dann merkte ich, daß die Maschine stillstand.

Ich bahnte mir einen Weg durch das Gewühl und sah etwa zehn Meter achteraus etwas Rotes, ein Stück Stoff, und dann einen dunkeln Haarschopf im seifenweißen Gischt. Die Wellen standen quer zum Schiff und waren auf der Fahrtlinie von den Schaufelrädern gebrochen. In diesem kalten Sieden trieb das Kind, die Distanz vergrößerte sich, obgleich das Schiff stand.

Ich warf jemand meine Jacke zu, riß mir die Krawatte vom Hals und öffnete den Kragen. Eine Sekunde lang bedauerte ich, daß das ausgerechnet heute passierte, weil ich nach München wollte und den neuen Anzug anhatte. Dann entstand eine sonderbare Stille rings um mich, und ich sah schräg vor mir mit weitem Kopfsprung einen Mann in grüner Kniehose im Gischt verschwinden. Dann ging ein Rütteln durch das Schiff; es fuhr im Rückwärtsgang ein paar Meter, und dann half ich den Leuten von der Schiffsbesatzung das Boot loszurren und aufs Wasser lassen und sprang mit hinein, und wir ruderten los, genau in dem Augenblick, als der Mann vier Meter vor uns plötzlich Luft schnappte und kopfüber tauchte.

Von dem Kind war nichts zu sehen. Wir standen mit dem Boot jetzt da, wo der Mann verschwunden war und starteten uns die Augen aus, machten dahin und dorthin einen vorsichtigen Ruderschlag, hörten das Geschrei und stritten uns, aber so blindlings nachzuspringen, hatte wirklich keinen Sinn. Mein linker Daumen blutete, und das Wasser polterte gegen die Bootswände, und irgendwo schrie grell eine Stimme. Dann schoß der Mann aus dem Wasser wie eine Rakete, zwei Meter von uns entfernt, er hatte das Boot untertaucht, glaube ich, er kam senkrecht hoch und hielt das Kind an sich gepreßt.

Es war kleiner, als wir vermutet hatten, höchstens vier Jahre alt, und ich sah, daß der Mann nicht recht wußte, was weiter geschehen sollte, er sah auch mitgenommen aus, und so sprang

ich nun doch noch hinein. Ich reichte das Kind ins Boot, und der Mann kletterte hinterher, er hockte auf dem Boden und schnaufte.

An Bord redete und lachte alles durcheinander, und ich hörte jemand „Vater“ rufen. Der Mann wurde hochgehievt, und als er den Kopf hob, erkannte ich ihn. Da stand er etwas gekrümmt, dünnes Haar klebte ihm auf der Stirn, Wasser rann über sein Gesicht, es sah aus, als ob er weinte, er lächelte aber und winkte mit der Hand ab, als die Frau ihm entgegenstürzte und etwas sagen wollte. Sie schluchzte und lachte nur und verschwand wieder. Das Kind war in der kleinen Kajüte des Kapitäns, und jemand sagte: „Es spuckt, Gott sei Dank, und schreit schon, hören Sie nur!“ Eine Frau brachte ein Handtuch, und zwei sehr blasse Mädchen versuchten, dem Mann das Hemd über den Kopf zu ziehen, während eine Dame mit Hornbrille wissen wollte, wie es gewesen sei und was er sich bei dem Sprung gedacht habe. Er stand da und fror, und die Mädels rieben ihm den Rücken ab, und er sah aus, als besinne er sich. „Wieso?“ fragte er und schien ein wenig müde zu werden. Wenn Sie mich fragen: er muß fünf Meter tief getaucht sein, und ich ahne nicht, wie er das fertiggebracht hat. Er war ein mittelmäßiger Schwimmer, wir begriffen die Sache nicht, aber wenn ich recht überlege: in seinem „Wieso“ liegt die einzige Erklärung. Es gibt nun mal ungewöhnliche Sekunden in jedem Leben, und oft ist es nur Glückssache, in welche Richtung sie dich stoßen.



In einem der landschaftlich schönsten Gebiete von Korea, nur wenige Kilometer nördlich des 38. Breitengrades, liegt an der Ostküste der Halbinsel die Provinz Yang-Yang. Auf allerengstem Raum drängt sich dort eine Reihe von Fischerdörfern zusammen. Die Bewohner konnten bis 1950, ungeachtet der bis 1945 dauernden Besetzung durch die Japaner und der späteren Besetzung durch kommunistische Truppen, friedlich ihrem Gewerbe nachgehen, das ihnen ihren Lebensunterhalt sicherte.

1950 begann der Angriff auf Südkorea. Im Verlauf der Kämpfe rollte die Front mehrmals über die Provinz Yang-Yang hinweg. Die Bewohner verloren ihre Wohnungen, den Bauern wurden die Felder und Erntevorräte vernichtet, den Fischern die Boote beschädigt oder zerstört. Viele Menschen wurden getötet, andere flohen irgendwohin, landeten in Flüchtlingslagern oder versteckten sich in den Kellern. Eine Hungersnot bedrohte das Land, als im Juni 1951 die UNO-Truppen die Provinz wieder endgültig besetzten. Sie sahen sich vor eine schwere Aufgabe gestellt. Die allmählich aus ihren verschiedenen Schlupfwinkeln zurückkehrenden Menschen mußten versorgt werden.

Die ersten Fische trägt diese Frau auf ihrem Kopf nach Sok-chu-Ri, dem uralten Markt aller Yang-Yang-Fischer. Seit dem Jahre 1950, dem Beginn des kommunistischen Angriffs, waren die Boote zerstört. Dank der amerikanischen Hilfe konnten die Fischer von Yang-Yang sich wieder instand setzen. In diesen Wochen führen sie zum erstenmal zum Fang aus, brachten eine reiche Beute heim, eben jene Fische, die hier zum Markt wandern. (Siehe das Bild rechts).

**Auch das ist in Korea**

Die Vereinten Nationen sandten zu nächst jeden Monat 170 Tonnen Reis in die Provinz Yang-Yang. Sie reichten aus, um Notstandsrationen an alle auszugeben und das Schlimmste abzuwenden. Wichtiger aber war es noch, der Bevölkerung allmählich wieder die Möglichkeit zu geben, sich selbst zu ernähren. So stellte man Material zur Verfügung, mit dem die Fischer wieder ihre Boote instand setzten und ihre Netze flicken konnten. So war es möglich, daß jetzt — nach zwei Jahren — in Yang-Yang täglich wieder eine stattliche Fischereiflotte ausfährt.



Die Götter im Nak-San-Tempel, 1950 durch die Kriegshandlungen zerstört, glänzen in alter Pracht. (Siehe oben).



## Ja, die Liebe, der Mond, der Ring und der Chef der Firma

Was einem verliebten jungen Mädchen heutzutage in der Firma passieren kann

Es war Frühling, und Lieschen hatte einen Freund gefunden, ihre erste große Liebe. Mit dem ging sie nun im Mondschein spazieren, wie das so junge Mädchen im Frühling gern tun, und der ganze Himmel hing voller Geigen. Da schwuren sie sich ewige Treue, kauften sich im Kaufhaus Meyer Freundschaftsringe für eine Mark fünfundachtzig, steckten sie an die Finger, kamen sich sehr erwachsen vor und gingen wieder im Mondschein spazieren, wie das junge Mädchen gerne tun im Frühling.

Das ging dann so weiter, wie so was immer weitergeht. Vielleicht hätten sie inzwischen „Schluß gemacht“ — denn der Frühling ging ja zu Ende — oder auch nicht. Wer weiß?

Sie machten aber nicht „Schluß“. Wir wissen es ganz genau. Aber daran ist nicht der Frühling und auch nicht der Sommer schuld, sondern Lieschens Chef. Nicht daß sich der wohlbeleibte Herr als Amor betätigt hätte. Nein, dieser Chef entdeckte eines Tages den Freundschaftsring an Lieschens kleiner Hand. Das hochnotpeinliche Verhör bestätigte in vollem Umfang: Arbeiterin Lieschen war nach Feierabend Fräulein Lieschen und hatte einen Freund und ging mit ihm im Mondschein spazieren, wie das so junge Mädchen gerne tun. Da war der Himmel auf einmal nicht mehr voller Geigen, sondern voll von einem furchtbaren Donnerwetter. Das kam vom Chef. Alsdann wurde Lieschen streng belehrt, dem Freund den Laufpaß zu geben; der Freundschaftsring sei sofort abzulegen. Und da hauchte Lieschen — bis dato sprachlos — ebenso standhaft „nein“, wie sie im Mondschein „ja“ gehaucht hatte, und dem Chef blieb die Spucke weg.

Der eilends herbeizitierten Mutter wurde die Unfolgsamkeit des mißratenen Töchterchens berichtet und erklärt: „Unsere weiblichen Arbeitnehmer dürfen nicht mit Personen männlichen Geschlechts befreundet sein.“ Die Mutter hingegen meinte, das sei wohl Lieschens Sache, denn sie sei alt genug für Liebe. Und da Lieschens Entscheidung eben feststand, traf sie der Bannstrahl des allerhöchsten Chefs in Form einer fristlosen Entlassung.

Das könnte fast ein modernes Märchen sein. Aber die Geschichte hatte ein überaus reales Ende: Verhandlung beim Arbeitsgericht. Meinte der Rechtsvertreter der Gewerkschaft: „Kein Arbeitgeber hat das Recht, derart weitgehend in die Privatsphäre eines Arbeitnehmers einzudringen.“ Meinte die Firma: „Die Arbeitnehmerin darf sich nicht gegen berechnete Wünsche und Bitten der Betriebsleitung auflehnen.“ Und sie habe sich so standhaft aufgelehnt, „daß die Geschäftsleitung über das sture, trotzige und aufsässige Verhalten der Klägerin in berechnete Erregung kommen mußte.“ Meinte der Richter, daß die fristlose Entlassung vollkommen ungerechtfertigt sei und die beklagte Firma die volle Entschädigung zu zahlen habe.

Ja, ja, die Liebe und der Mai ...

### Vierzig Heimkehrer aus Amerika

Was ist ihnen in Amerika alles geboten worden?

Es waren immerhin 8000 westdeutsche Facharbeiter gewesen, die vor einem Jahr ihre Bewerbungen für ein Jahr Amerika-aufenthalt geschrieben hatten. Auf 110 fiel das glückliche Los, und 40 von diesen sind vor kurzem wieder heimgekehrt. Mit einigen von ihnen sprach der „Aufwärts“ vor einigen Tagen. Wir wollten doch einmal aus erster Hand hören, welche Möglichkeiten das Land der unbegrenzten Möglichkeiten wirklich bietet.

Nun, es hat in der Tat eine ganze Menge zu bieten. So viel, daß es den 40 „Heimkehrern“ schwerfällt, sich wieder in deutschen Verhältnissen zurechtzufinden. Sagte einer und setzte hinzu, daß er am liebsten noch am heutigen Tag wieder rüberfahren und für immer dableiben möchte.

Das wäre allerdings nicht ganz im Sinne des „Amtes für gemeinsame Sicherheit“, das den 110 deutschen Facharbeitern den einjährigen Amerikaufenthalt ermöglicht hat, damit sie einmal das Leben und die Arbeit des amerikanischen Industrie-

arbeiters aus eigener Anschauung kennenlernen konnten. Ihre Erfahrungen sollen nun den Arbeitern und der Industrie in Deutschland zugute kommen.

Ob sie drüben viel Geld gemacht hatten, fragen wir, und die Antwort ist ein mitleidiges Lächeln. Nein, es scheint nichts mehr zu sein mit den beliebten Geschichten vom Onkel aus Amerika, der über den großen Teich gefahren ist, um nun seine Verwandten mit dicken Bankkonten zu beglücken. Das Geld liegt nicht mehr auf der Straße in Amerika. Wahrscheinlich hat es auch nie da gelegen. Denn in Amerika wird einem nichts geschenkt. Wer in Amerika was werden will, der muß sich schon eine Unmenge von technischem Wissen und Erfahrungen erarbeitet haben. Man bekommt nichts in den Schoß geworfen. Im Gegenteil, die Steuern lassen auch drüben keinem die Bäume in den Himmel wachsen. Denn zum Beispiel die Riesensummen der amerikanischen Auslandshilfe zahlt der amerikanische kleine Mann. Und trotzdem bleibt noch genug in der Lohntüte, daß sich der Arbeiter einen eigenen Wagen halten kann.

Der Wochenverdienst der deutschen Austauscharbeiter bewegte sich zwischen 60 und 120 Dollar. Fünf Dollar kostete die Wohnung in einem Heim, 20 bis 25 Dollar gingen für die Lebenshaltung drauf, da blieb doch schon noch einiges übrig, um sich vielleicht einen gebrauchten Wagen, der zwischen 200 und 300 Dollar kostet, oder sonst einiges zu kaufen. Oder sich vielleicht gar ein kleines Sümmchen auf die Seite zu legen. Das ist nun wieder nicht jedermanns Sache. „Ich bin nur einmal in Amerika, wer weiß, wann ich wieder komme“, dachte sich ein junger Facharbeiter aus Oberhausen und begab sich mit seinem erarbeiteten Geld auf Reisen. Bis hinauf nach Alaska sei er gekommen, erzählt er voll Stolz. Und mit Wehmut seufzt ein anderer: „Einen eigenen Wagen werde ich mir als Elektromonteur hier in Deutschland wohl nie wieder leisten können.“

### Bundesjugendausschuß des DGB tagte in Lüttjensee

Junge arbeitslose Berliner sollen sich in Gewerkschaftsheimen und in westdeutschen Familien erholen

Am 5. und 6. Juni 1953 traf sich der Bundesjugendausschuß des DGB im Gewerkschaftsheim Lüttjensee bei Hamburg zu seiner 14. Sitzung, in der er sich mit einer Reihe wichtiger Probleme beschäftigte.

Die Vorbereitungen, die Durchführung und die Erfahrung aus den Wahlen zur Betriebsjugendvertretung waren ein ergebnisreiches Diskussions Thema, wobei im Ergebnis gesagt werden kann, daß trotz teilweise aufgetretener Unklarheiten der erste Start als geglückt anzusehen ist. Jetzt kommt es darauf an, daß die gewählten Betriebsjugendvertreter von den ihnen gegebenen Möglichkeiten Gebrauch machen und sie zum Nutzen der im Betrieb beschäftigten Jugendlichen anwenden.

Professor Schelzky sprach über die wissenschaftliche Untersuchungsarbeit „Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend“, die er mit einem Stab wissenschaftlicher Mitarbeiter im Auftrag der Hauptabteilung Jugend beim DGB erstellte. Bei dem anschließenden Gespräch wurde erneut so richtig klar, wie einmalig diese Unterlagen sind, die heute schon zur wichtigsten Materialgrundlage für die Behandlung dieses Themas geworden sind.

Mit der Herausgabe dieser zweibändigen Arbeit hat sich die Gewerkschaftsjugend ein besonderes Verdienst erworben, und es ist zu wünschen, daß alle unsere Funktionäre sie mit dem Ernst studieren, wie außergewerkschaftliche Kreise dies tun.

In diesem Zusammenhang war es besonders interessant, zu hören, was Harry Liehr, Jugendsekretär beim Landesbezirk Berlin, zu den besonderen Maßnahmen gegen Jugendarbeitslosigkeit in Berlin zu sagen hatte. Einzelheiten zu diesem Thema werden im Funktionsorgan der Gewerkschaftsjugend „Solidarität“ veröffentlicht. Eindeutig war die Bereitschaft des Bundesjugendausschusses, für die in besonderer Notlage lebenden jugendlichen arbeitslosen Berliner Arbeiter und Angestellten etwas zu tun. Der BJA will versuchen, für eine große Zahl dieser jungen Menschen einen längeren Erholungs-aufenthalt in Gewerkschaftsheimen und bei Familien zu ermöglichen.



Düsseldorf, die Stadt der Fenster. Glas ist die Parole der modernen Architekten, Glas ist die Parole des modernen Düsseldorf. Aber die Idee „Glas“ allein tut es nicht. Das Glas will sinn- und zweckvoll angewandt sein; und nicht überall fanden die Architekten eine so glückliche Lösung wie an dem Versicherungsgebäude. (Bild unten.) Oben ist keineswegs das Fenster einer neuen Ritterburg oder eines Gefängnisses zu sehen. Es ist nur ein Fenster der Rhein-Ruhr Bank. Wofür das überschwere Gitter? Das Geld liegt doch ganz bestimmt nicht dahinter. Oder?



Heinz Held fotografiert

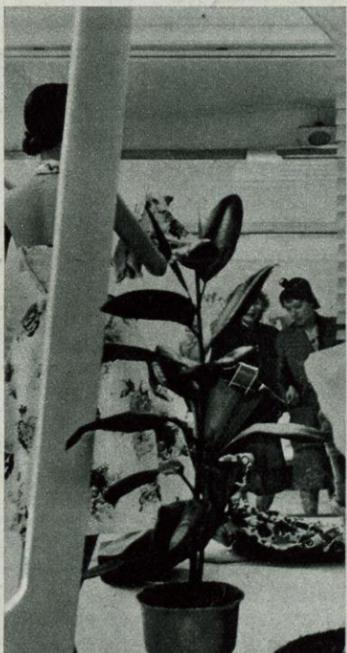
# Fenster und Frauen in Düsseldorf

## 2. Teil unserer Städte-Anlagen

„Düsseldorf, die elegante Tochter Europas“, nennt sich die Stadt am Rhein gern, und elegant sieht sie gern ihre Frauen. Es sind auch zweifellos die elegantesten Frauen, die an sonnigen Nachmittagen über die Königsallee, überall kurz „Kö“ genannt, promenieren. Nur: es sind keineswegs nur Düsseldorfferinnen, die hier ihre neuen Moden zeigen. Die oberen Zehntausend der Ruhrindustrie und ihre Töchter geben sich hier gern ein Stelldchein. Aber in Düsseldorf gibt es nicht nur eine Königsallee...



Düsseldorf, die Stadt der Kontraste. Das Bild links sehen die Düsseldorfer nicht gern: Der Eingang eines Ladens, in dem alte Klamotten angekauft und verkauft werden. Der Mann scheint seinen schäbigen Mantel nicht losgeworden zu sein. Ob die Frau mehr Glück hat? Das Gegenstück ist der Laden rechts. Er steht an der „Kö“, und er ist das, was man unter Düsseldorf versteht.



Düsseldorf in das Alltagsgesicht geschaut: Die grauen Hinterhöfe der Stadt sind nicht anders als sonstwo. Glas wird hier klein geschrieben. Und Düsseldorf elegante Töchter sind in der Mehrzahl Arbeiterfrauen und Arbeitertöchter wie deine Mutter und meine Schwester. Wir meinen im übrigen, daß diese harte Wirklichkeit der Stadt Düsseldorf durchaus nicht zu ihrem Schaden gereicht.



## Alle lachen über Dr. Malan

Dr. Malan, Ministerpräsident der Südafrikanischen Union, ist der Julius Streicher Südafrikas. Er verfolgt dort die Bürger dunkler Hautfarbe mit einer Brutalität, die einem alten SS-Mann zur Ehre gereichen würde. Den Negern beispielsweise hat er nicht nur einige der von der UNO feierlich verkündeten Menschenrechte entzogen, sondern sie auch Sondergesetzen unterworfen, durch die sie bei ganz geringfügigen Vergehen mit schweren Strafen belegt werden können. Ihr Wahlrecht ist weitgehend eingeschränkt, die Wahl von Bildungs- und Arbeitsmöglichkeiten fast unmöglich. Der verdammte Nigger ist für allen Dreck da, Geld verdienen dürfen nur die Weißen. Und noch immer versucht Malan seine Rassentrennungspolitik — „Apartheid“ genannt — auszudehnen und zu verschärfen.

Der Krug geht bekanntlich nur so lange zum Brunnen, bis daß er bricht, und Julius Streicher verfolgte die Juden, bis man ihn aufgehängt. Möge Herr Dr. Malan das Schicksal seines Gesinnungsgenossen zur Warnung dienen, sonst werden eines Tages Tränen und Blut von Millionen farbiger Bürger über ihn kommen, und sein Ende wird schrecklich sein.

Kürzlich kam Dr. Malan nach London. Ganz London lachte. Und das schallende Gelächter der Riesenstadt drang über Meere und Kontinente durch die ganze Welt, und alle, alle lachten mit. Nur die Anhänger des Dr. Malan machten saure Miene und schimpften. Da lachten die Leute abermals.

Ursache des ersten Gelächters war der neue Song der jungen farbigen Sängerin Mary Bryant, den sie kürzlich in einer Londoner Revue erschallen ließ — eben, als Malan in diese Stadt kam. Da sang die farbige Bryant:

„Seid nicht böse über Malan, weil er unsere Farbe nicht leiden kann. Wir wissen ja, daß es unrecht ist, eine braune Haut zu haben, und unrecht, auf der falschen Seite der Stadt geboren zu sein. Es ist richtig, daß unsere dreckigen alten Heime niedergebrannt werden. Malan ist ein wundervoller Mann! Seid nicht böse über Malan. Er tut das Beste, was er kann!“

Ursache des zweiten Gelächters war die Reaktion des südafrikanischen Ministerpräsidenten, der sofort eine ausgedehnte Presse-kampagne gegen die gefeierte Sängerin inszenierte, sich aber mit den Zeitungen von ... zig Nationen herumbalgte, Gift und Galle spuckte und schließlich doch nichts anderes erreichte als eben jenes Gelächter.

Dr. Malan scheint unebelbar zu sein, und es scheint, daß erst Tränen und Blut von Millionen farbiger Bürger über ihn kommen müssen, um dem Spuk ein Ende zu bereiten. Dann allerdings wird dieses Ende schrecklich sein.

# Mein Vetter Kalle

Aus dem Alltag meines Magdeburger Veters, aufgeschrieben von Peter Baum - Dritte und letzte Folge

Ich habe einen Vetter, der in der Ostzone wohnt — in Magdeburg, wo der Aufstand gegen das Regime besonders stark gewesen sein soll. Den bisherigen Alltag meines Ostzonen-Veters, zugleich der Alltag Hunderttausender, kannte ich ziemlich genau. Zwei Folgen, die diesen Alltag schildern, sind bereits im AUFWARTS erschienen. Hier folgt die dritte und letzte Folge über das Leben meines Veters Kalle in Magdeburg.

### Kalle kritisiert:

Die Sitzung findet im Saal des Genossen Mönkemeyer statt, Schänke „Zum Aktivisten“. 300 Leute passen rein, 180 sind aber nur da. Kalle ist sehr müde, deswegen hat er sich einen Platz in der Mitte ausgesucht. „Das kommt vom Bier“, denkt Kalle. „Möchte wissen, warum Mönkemeyer fünf Pfennig mehr nimmt als die Lucas-Klause.“

Berber, der SED-Kreisvorsitzende, schwingt eine Tischglocke. Im Saal wird es ruhig. „Genossen!“ ruft Berber, „wir haben euch gemeinsam mit dem Kreisverband der FDJ zu dieser Sitzung zusammengeholt, um endlich die Frage der Kontrollposten zur Erledigung zu bringen.“ „Das kommt vom Bier, daß ich so müde bin“, denkt Kalle. „Außerdem sind acht Stunden an der Bank kein Pappenstiel — neun Stunden waren's sogar!“

Berber ist ein kleiner Mann. Wenn er in seiner Rede an eine wichtige Stelle zu kommen glaubt, wird er nervös, beginnt etwas zu lispeln und reckt sich auf die Zehenspitzen. „Genossen“, lispelt Berber, „die Kontrollposten sollen dafür sorgen, daß die Neuerer-methoden, gute Leistungen, Vorschläge zur Steigerung der Arbeitsproduktivität in jedem Betrieb restlos durchgeführt werden. Gleichzeitig sollen die Kontrollposten jene der öffentlichen Kritik und Verurteil-

lung preisgeben, die die Gesetze unserer Regierung übertreten. Ich erteile jetzt dem Genossen Kraschke das Wort zu seinem grundlegenden Referat.“

„Kraschke ist ein Quatschkopf“, denkt Kalle, und die Augenlider werden ihm immer schwerer.

„Schon das vierte Parlament der FDJ hat beschlossen...“ schreit Kraschke. „Du meine Güte“, denkt Kalle, „weiß der denn nie was Neues zu sagen? Wenn der mich nur nicht vorschlägt.“ Dann rutscht Kalles Kinn auf die Brust. Als er wieder aufschreckt, ist Kraschke gerade bei seinen Beispielen. „Genossen! Auf unserer Betriebswandzeitung, die den charakteristischen Namen »Jetzt schlägt's dreizehn« trägt, veröffentlichten wir schon seit langem die Namen derjenigen, die ihr Soll nicht erfüllen, bummeln und durch ihre Nachlässigkeit an den Rand der Sabotage geraten. Die Aufgabe der neu zu bildenden Kontrollposten ist es nun, noch schärfer als bisher...“

Kalles Kopf sinkt wieder auf die Brust. Neben ihm und hinter ihm pennen noch einige oder kämpfen einen verzweifelten Kampf mit dem Gähnen. Schließlich haben sie fast alle den Tag im Betrieb verbracht. Als sein Name fällt, schrickt Kalle auf und springt hoch. Einige Leute beginnen zu lachen. Kraschke ist genau so erschrocken wie Kalle. Sein Redefluß stockt. „Was ist los, Genosse Springer!“ Kalle läuft rot an. Was ist denn eigentlich los? Sein Name ist gefallen.

# Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers  
von Werner Helwig

Der Fischhandel und der Ausschank, den die Raubfischer ihrem neuen Kameraden Clemens-Xenophon eingerichtet haben, läßt sich gut an. Aber die Polizei bewacht den Küstenstreifen, auf dem die Fischer hausen. So können sie nicht auf Fang ausfahren, diesen Fang, der sie in der Gegenwart ernährt und doch zugleich ein Verbrechen an der Zukunft ist.

**13** Ich erkannte das alles sehr genau, wußte aber auch, daß die Sache anders erledigt werden mußte als mit Polizei und Maschinengewehren. Ich erinnerte mich meines Freundes Andronikus, der wegen Dynamitfischerei ein Jahr gesessen hatte. Eine Geldstrafe von 5000 Drachmen kam noch hinzu. Außerdem wurde ihm das Boot beschlagnahmt. Als ich ihn nach seiner Gefängniszeit wiedersah, arbeitete er mit geliehenen Geräten. „Ja“, sagte er achselzuckend, „ich muß jetzt dreimal soviel schmelzen, um alles wieder einzubringen.“ Ich fragte mich immer wieder, wie kommt man der Dynamitfischerei bei? Die Kerle selbst sind doch großartig, sind vielleicht außer den Bauern die einzigen, in denen noch echtes Griechentum lebt. Was verschließt sie nur jeder vernünftigen Belehrung? Ist es das prickelnd Gefährliche, was sie fesselt? Aber mit wieviel ungeheuerlichem Schaden wird das aufgewogen. Und sie haben eigentlich Verstand genug, um das zu begreifen. Die ersten ungewissen Formen eines Planes tauchten in mir auf. Ich wollte mit den Dynamitfischern gegen die Dynamitfischerei arbeiten, doch wie das anzufangen sei, war mir noch nicht klar.

## So finster wie in einer Teertonne

Wieder ging ein guter Arbeitstag hin mit Beobachtung des grauen Motorbootes. Nachmittags änderte sich zu unserem Leidwesen das Wetter. Der Himmel hatte sich mit fliegendem Dunst bezogen. Fern, auf offenem Meer, gab es schon dicke Wellen. Und als das Boot endlich außer Sicht kam, rauschte die Brandung schon schwer und voll, und an ein Ausfahren war gar nicht mehr zu denken. Was blieb uns übrig, als zu feiern. Grund genug: die Unsrigen waren großer Gefahr entronnen, der Polizei sowohl als dem plötzlich aufkommenden Unwetter. Es war an den Fingern abzuzählen: In wenigen Minuten würden wir Grecolevant haben, einen ungestümen Oststurm. Jedenfalls hatten wir nun Muße, mit den letzten Vorräten meiner Schänke aufzuräumen.

Gegen Abend hoben wir schon des Fasses Hinterteil, weil es langsam rann. Nie saßen wir wieder so gemütlich beisammen wie damals. Gleichsam im Dunst herzlichster Vertraulichkeit. Ich konnte ermaßen, wie schnell Gemeinschaft entsteht auf dem unsicheren Boden alles dessen, was verboten ist. Kapitän Stassi saß mit verschränkten Beinen und erzählte — das Thema lag in der Luft — Geschichten von gelungenen Übertölpelungen der Fischereipolizei. Fröhlich bewegt umlagerten ihn die anderen. Ein gemeinsames Gelächter war gerade verklungen, als unsere Ohren durch ein Geräusch überrascht wurden. In das lauschende Schweigen hinein knallten plötzlich Segel, knallten mit dem typischen Schackern von Leinenfächern, die außer Wind gebracht werden. Mit dem Ratsch des Reffens verstummten sie auch sofort. In unserem Hafen lag ein fremdes Boot. Es konnte nur das Boot eines ungemein seekundigen Mannes sein. Auf Meilen hin hatte er bei aufkommendem Wetter die einzige Landemöglichkeit gefunden. Und es war draußen finster wie in einer Teertonne. Sogar das gefährliche Riff, das die Einfahrt nach Kurleri sperrte, hatte er umschifft. Alle stürmten die wenigen Schritte hinab, um dem Ankommling zu helfen. Der alte Kapitän Stassi und ich blieben oben, um das Feuer sofort mit großen Reisigbündeln in Gang zu bringen, damit die unten Licht hätten. Vielschattig fiel der Schein über Felsbrocken, Büsche und Sand. Ich trat vor die Hütte, um zu sehen, ob es ein uns bekanntes Boot sei. Die Wogen schlugen schwer, lichtverschluckt und steinrasselnd auf den Strand. Es wurde geschrien und geflucht. Unsere Leute hatten die Hosen bis über die Schenkel hochgekrempt und wurden mit dem Boot, das sie zu halten versuchten, wild umhergestaucht. Es war

ein fremdes Gefährt. Und zwei fremde Männer sprangen in den Kies, ein Tau nachziehend. Eine mir unbekannt, harte, gemeine Stimme nahm sofort die Führung in dem wirren Geschrei. Befehle knallten wie Einschläge zwischen all den Aufruh. Es ging mir durch Mark und Bein, obwohl ich unbeteiligt oben im Licht stand und zuschaute. Während sich unten alles auf einmal wie durch Zaubergewalt ordnete, schoß mir ein seltsamer kalter Schrecken in die Glieder. Sollte ich wohl mit diesem befehlsgewohnten fremden Kapitän etwas zu tun bekommen? „Mehr links halten!“ hörte ich ihn jetzt brüllen. „Rechts hinüber!“ schrie er. Dazwischen klang das rhythmisch gesungene „Ho-jassa — ho-jassa“ meiner Kameraden. „Halt, genug, endaxi“, beruhigte er den entfesselten Arbeitseifer der Leute. „Genug, rührt euch nicht, so stimmt’s!“ Im Nu lag das Boot auf dem Trocknen, war spielend leicht geborgen worden. Es hatte den Typ unserer schweren Fischerkähne, mit Halbverdeck und auslösbarem Mast. Seine Bauart insgesamt wirkte jedoch schnittiger, aber auch wuchtiger als die der unsrigen. Als nun nach vollbrachter Arbeit alle wieder zu mir hinaufstiegen, keuchend und erschöpft, überkam mich ein Gefühl von Angst. Wie eine Höhle fühlte ich mich durchaus von schlimmen Ahnungen. Und hinein tappten die Schritte jenes brutalen, großspurigen fremden Fischers. Die Ankommlinge brachten nicht die alte gute Stimmung mit. Unsere Leute hatten auf einmal merkwürdig gestrafft, wachsame Gesichter. So wie jemand, der das Kinn vorzieht, weil er in seiner Umgebung Feinde wittert. Keine freundschaftliche Begrüßung fand statt, keine Fragen wurden gestellt, keine der üblichen Bemerkungen über das Wetter fielen, mit denen man auf der ganzen Welt Gespräche eröffnet. Der Neue war den Unsrigen kein Fremder. Nur zu gut schienen sie ihn zu kennen. Er blieb mit seinem Gehilfen, einem langen dünnen Mann, vor der Hütte stehen. Sie machten eine Ollampe lichtfertig. Der Gehilfe verschwand damit im Gebüsch in der Richtung des Dorfes. Der Mann mit der durchdringenden Stimme trat dann in den Schein des Feuers, so daß er endlich als Person zu sehen war. Er hockte sich nicht nieder zu meinen Freunden, sondern verharrte breitbeinig und finsternen Gesichts hinter ihnen. Er hatte dunkles zottiges Haar und, was ungewöhnlich ist in unseren Küstenstrichen, einen rötlichen Spitzbart. Seine Augen ermangelten völlig eines menschlichen Ausdrucks. Er verschränkte die Arme, und da er aufgekrempte Hemdärmel hatte, traten Muskeln und Sehnen wie gedrehte Tauten über seinen Handgelenken hervor. Obwohl er Durchschnittgröße hatte, wirkte er übergerade. Unsere Blicke kreuzten sich, und ich wußte in einem plötzlichen Andrang innerer Heiligkeit, daß ich der erbitterteste Feind dieses Burschen sein würde. Im selben Moment wurde ich ruhig und selbstgewiß. Ich saß da wie eine Steinfigur und ließ ihn durch mein Verhalten spüren, daß ich seine wortlose Herausforderung angenommen hätte. Er tat, als würdige er mich überhaupt keiner Beachtung. Ich merkte ihn mir um so genauer. Da war so etwas wie eine heimliche Verabredung zwischen uns beiden getroffen worden. Meine Freunde hatten nichts davon gemerkt. Im Gegensatz zu uns war er auffallend gepflegt und sauber angetan. Rein war sein Hemd, frisch und weiß die mit der Hose aufgekrempelte leinene Unterhose. Um die Stirn trug er ein rotes Tuch. Er hatte uns indessen genau so gemustert wie ich ihn. Und jetzt, nach einem betont langen Schweigen, begrüßte er uns: „Gesundheit, Helden!“ — und hämisch fügte er hinzu: „Das Küsterwachtschiff hat meinewegen eine hübsche Spazierfahrt gemacht.“ Keiner der Anwesenden ging darauf ein. Und „Willkommen“ hörte man nur den immer freundlichen Barbajanni antworten. Damit fühlte er sich aufgefordert, Platz zu nehmen. Umständlich kreuzte er die Beine und stützte die linke Hand auf sein linkes Knie. Er vermied es hinfür, jemand von uns in die Augen zu sehen; höchstens auf die Stirn, was ungemein verwirrend wirkte. Wir starren verdrossen ins Feuer. Nach einer langen unbehaglichen Pause beantwortete der Barbajanni eine mich betreffende fragende Gebärde des Schweigsamen: „Ein Schicksalsgenosse.“ Mich erfüllte dieses Wort damals mit Stolz. Ich hörte es zum erstenmal auf mich angewandt. „Schicksalsgenosse“, so pflegt man hier nur solche zu nennen, die ihren Mann gestanden haben und mit denen man rechnen kann. Die Unterhaltungslosigkeit fing nachgerade an lähmend zu wirken. Die dicke Luft wollte nicht

weichen. Jedem stockten die Worte in der Kehle. Der blinde Panagos kam schließlich auf den rettenden Gedanken, ein paar Stücke brennenden Holzes in den andern Winkel des Raumes zu tragen. Rasch hatte ich begriffen und war ihm behilflich. Ein neues Feuer flammte auf. Einer nach dem andern stahl sich zu uns hinüber, bis der gutmütige Barbajanni und der alte Kapitän Stassi mit dem so augenfällig Verfeimten allein übrigblieben.

Mit verächtlichem Grinsen drehte der sich zu uns herum und sah leer und hochmütig über uns hinweg. Dabei fing er den Griff eines kostbar ausgelegten, anscheinend mit Edelsteinen inkrustierten Dolches Licht vom Feuer und blitzte in seiner dunkeln Schärpe wie eine Agraße. Langsam wandte er den Kopf zu Barbajanni, mit dem er wenige belanglose Worte wechselte. Aber auch bei uns kam das Gespräch nicht recht in Gang. Der blinde Panagos flüsterte mir zu: „Kapitän Psarathanasi...“ wobei er sehr bedeutsam eine Augenbraue hochzog und die Mundwinkel tief hängen ließ. Gleichzeitig machte er mit der Hand eine kreisende, gleichsam fliegenscheuende Bewegung, was besagen sollte: Sehr gefährlicher Bursche. Und der Elefanti sah zu mir hin und zupfte über dem Herzen an seinem Hemd, was besagen sollte: Fünf Meter vom Leib. Und der Kafsali zog mit dem ausgestreckten Zeigefinger sein linkes unteres Augenlid weit herunter, was besagen sollte: Sei auf der Hut. „Psarathanasi“, nicht sterben könnender Fischer, diesen Namen hatte ich ja schon erwähnen hören. Dunkle Geschichten waren damit verknüpft. Es hieß, er stamme von den mizeliotischen Freischälern ab. Sein Urgroßvater sei jener Verräter, durch den die Mizella zu Fall kam. Zuletzt habe er durch einen geheimnisvollen Mord von sich reden gemacht. Einer seiner Helfershelfer sei an einem Baum hängend aufgefunden worden. So verführe er mit jedem, der nicht nach seinem Willen handle. Sein jetziger Genosse sei wie der eigene Schatten an seine Person geheftet, sei durch Verbrechen und Schiebereien unlösbar mit ihm verbunden. Er trage den Spitznamen „der Verbannte“. Das sei der, den man vorher habe verschwinden sehen.

Wieder sah ich gespannt auf das schartige Profil des böartigen Mannes. Haß richtete sich in mir auf an der Gewißheit einer unerklärlichen Feindschaft. Ich konnte ermaßen, wie unbeliebt der seltsame Gast bei den Fischern war. Nur Barbajanni und Kapitän Stassi hielten bei ihm durch. Wir andern lagerten flüsternd um das Gegenfeuer. Auch nebenan sprach man kaum. Man blinzelte in die Glut. Drehte eine Zigarette nach der andern und zog die Zeit lang. Allein Kapitän Stassi bewegte sich erregt, rutschte auf seinem Hintern hin und her, hatte die Kürbisflasche im Arm und trank Zug um Zug, laut glucksend und schluckend. Der Gefährliche sah ihm gleichmütig zu. In seinem Gesicht lag starrer Hohn. Kapitän Stassi begann vor sich anzusprechen. Er flüsterte, redete mit dem Feuer. Er war betrunken zum erstenmal, daß ich ihn so sah. Auf einmal stierte er den Gefährlichen scharf an. Seine Hand hing wie eine rote Kralle in seinem weißen Bart. Tief verwundet schaute er, gleichsam als entdecke er die Gegenwart des Psarathanasi erst jetzt. Ein glitzernder Zorn trat in seine Augen: Er schlug mit der Faust auf den Boden und brüllte: „Geh mir aus dem Bug, alter Schurke!“ Betretenes Schweigen bei allen. Zum zweitenmal schrie er: „Aus dem Bug mir, du... du... Aussetziger... Sohn eines Verräters!“ Barbajanni begütigte ihn. Der Gefährliche schien nichts gehört zu haben. Wenigstens tat er so. Er war mindestens so alt wie der aufgeregte Kapitän, sie mußten viel voneinander wissen. Sie waren ja beide aus mizeliotischem Geschlecht. Barbajanni sah zu mir herüber und fragte mit unverkennbarer Bedeutsamkeit, ob ich nicht müde sei. Ich verstand den Wink. Hier gab es Dinge, die mich nichts angehen durften. Ich verzog mich still zu meiner Schlafstelle, die im Anbau untergebracht war. Etwas später hörte ich Glöckchenklimper von zwei, drei Maultieren, die den Berg herunterkamen. Aus den Gesprächen ging hervor, daß der Genosse des Psarathanasi sie in einem der Dörfer oben ausgeliehen hatte. Ich hörte Aufbruchgeräusche. Füße traten umher. Unten wurden schwere Kisten aus dem fremden Boot gehoben. Holz boillerte an Holz. Packselle zogen knirschend an. Aus den Lauten ließ sich unschwer erraten, was geschah. Fortsetzung folgt

**13**  
**Hier Auskunft**

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet. Auf Wunsch sehen wir von voller Namensnennung ab. Porto für Briefantworten beilegen.

## Ich dichte

Ich möchte wissen, ob an meinen Gedichten etwas dran ist. Bitte, lieber Aufwärts, äußere Deine Meinung. Hier ist eine Kostprobe:

**Am Morgen**  
Tauftrisch beginnt der Morgen,  
die Schläfer sind erwacht,  
noch ruht auf allen Sorgen  
die Stille der Nacht.

Wie jubelt da das Herze  
in klarer Morgenluft,  
noch spürt es Duft und Würze  
und hört der Vögel Ruf.

Doch wenn in den Fabriken  
die Pflicht, die Arbeit ruft,  
dann möcht das Herz ersticken  
in all der schlechten Luft.

So freut sich denn mein Herze,  
trotz aller Not und Sorgen,  
es freut sich, daß in Kürze  
beginnt ein neuer Morgen.

R. T.

Lieber R. T.! Wir wollen die Kritik den Lesern überlassen und um ihre Zuschriften bitten. Briefe an R. T. nimmt die Redaktion „Aufwärts“ entgegen.

## Ich möchte in die Großstadt

Lieber Aufwärts! Ich bin 19 Jahre alt und möchte so gern in eine Großstadt, einmal weil ich da mehr

verdienen und auch weil ich gern etwas sehen möchte von der weiten Welt. Ich bin Arbeiterin und verdiene hier so wenig. Aber mein Vater meint, in der Stadt habe ich auch nicht mehr, weil ich ja dann alles selbst bezahlen müßte, und dann meint er auch, das sei zu gefährlich für ein junges Mädchen. Ich kann ihm das alles nicht ausreden. Was meinst Du lieber Aufwärts zu meinen schönen Plänen? Was rätst Du mir? Deine eifrigste Leserin F. H., Offenburg/Baden

In einem hat Dein Vater zweifellos recht: Wenn Du nicht in einer Stadt Verwandte hast, bei denen Du wohnen kannst oder sonst billig unterkommst (vielleicht in einem Jugendwohnheim), dann reicht auch Dein Lohn in der Großstadt nicht aus, um alle notwendigen Ausgaben davon zu bestreiten. Junge Arbeiterinnen werden noch überall sehr schlecht bezahlt. Was den anderen Punkt anbetrifft: In der Stadt ist es — abgesehen vom Straßenverkehr — nicht gefährlicher als sonstwo (wenn Du nicht auf „Abenteuer“ ausgehst). Unser Rat: Wenn Du unbedingt

einmal einige Zeit in die Großstadt willst — was wir verstehen —, dann suche Dir eine Stelle als Hausgehilfin. Die ist leicht zu bekommen, Du hast Kost und Unterkunft und in der betr. Familie einen Anhaltspunkt für Dein Einleben in die Großstadt. Die Nachteile wollen wir auch nicht verheimlichen: Sehr viel Arbeit und wenig Lohn. Dein Aufwärts.



## Ich habe eine Braut

Werte Kollegen! Ich habe eine Braut. Und es ist alles ganz gut. Aber abends muß sie immer um acht zu Hause sein. Und ich habe um sechs Uhr erst frei. Ist das richtig? Sie ist doch schon siebzehn. Die Eltern sagen einfach nein. Ist das richtig? Oder kann man da was machen?

Hermann B., Viersen

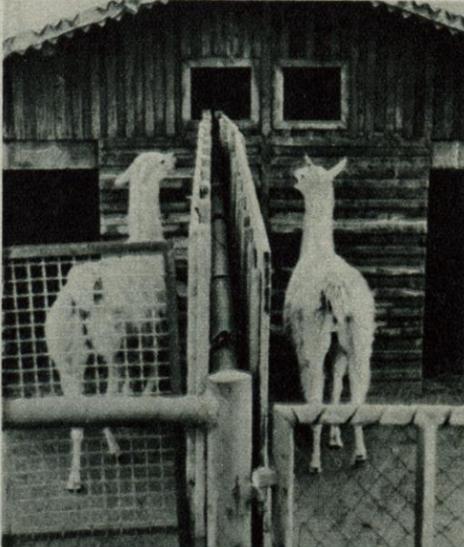
Nein, Du kannst nichts machen. Die Eltern haben das Aufenthaltsbestimmungsrecht über ihre minderjährige Tochter. Sie können also sagen: Du bist um acht Uhr zu Hause. Dein mitempfindender Aufwärts

## Stürmische Lamas

Ihre Flitterwochen verlebten sie noch in Peru. Aber gerade als es am schönsten war, wurden Willibald und Adoline eingefangen und in einen großen Zoo nach Deutschland geschickt.



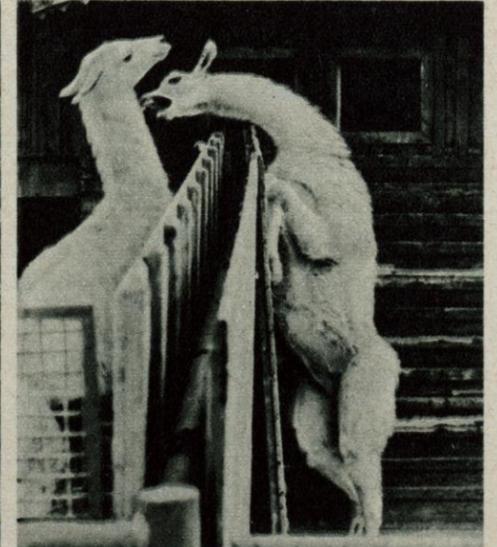
Eine komfortable Wohnung bekamen sie. Wenn nur der dumme Zaun nicht gewesen wäre.



Ihre Köpfe rauchen. Problem: Wie komme ich da hinüber? Aber die Liebe überwindet alles.



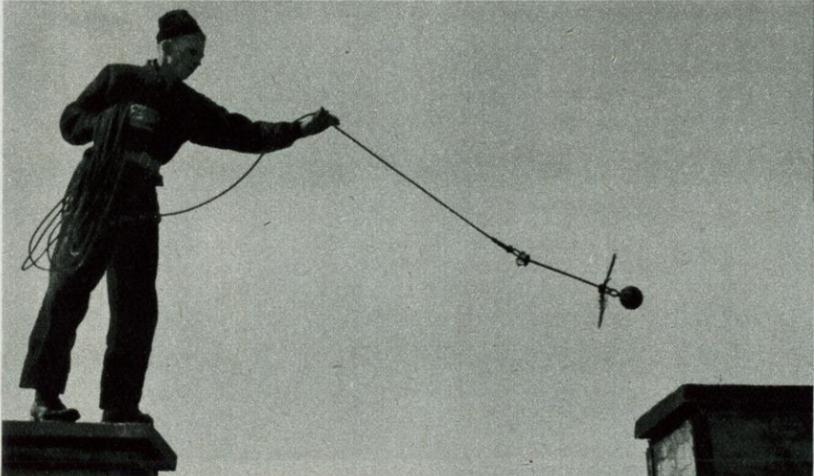
Er kommt der Sache schon näher. Zum ersten Male nun sieht Willibald seine Adoline wieder.



Nicht so stürmisch, mein Herr. Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren. Aber so was?



„Das waren über zwei Meter aus dem Stand“, meinte unser Berichterstatter, als er von einem Dachfenster aus den schwarzen Glücksbringer von Schornstein zu Schornstein springen sah. „Klick“ machte die Kamera beim nächsten Sprung, und unser Mann beschloß, dieser Art von Artistik einmal genauer nachzugehen. Er stieg aufs Dach.



Wie ein Cowboy das Lasso, so schwingt der Schornsteinfegergeselle Andreas Huber seinen Besen zum nächsten Kamin. Ein Fehlwurf würde zehn Dachpfannen kosten.



## Über den Dächern

**Der Augenblick höchster Konzentration:** Nur durch die Fußspitze ist Andreas Huber noch mit seinem alten Standplatz verbunden (Bild links). Mit dem anderen Bein strebt er bereits dem nächsten Kamin entgegen. Eine Sekunde lang fliegt er in 20 Meter Höhe durch die Luft (Bild oben), ehe er am Ziel aufsetzt. Nicht ein Zentimeter darf er darüber hinauschießen. Kein Netz würde ihn vor dem harten Pflaster der Straße bewahren. Das ist mehr, als man im Zirkus sieht.

Foto: Jbiphot/duMont

## Wie man ohne Karte zum Länderspiel kommt

### Mit Sägemehl

Der Prager Filmkomiker Vlasta Burian wettete einmal — es war vor dem zweiten Weltkrieg — um zehntausend Kronen, daß er ohne Eintrittskarte dem Ländermatch Tschechoslowakei gegen Ungarn auf dem Spartaplatz beiwohnen werde. Mehr noch: man werde ihn nicht erkennen und dennoch auffordern, den Platz zu betreten. Niemand hielt das für möglich.

Der Tag der Wette kam. Ein Arbeiter schleppte einen riesigen Sack auf seiner Schulter zum Spieler- und Funktionäreingang des Spartaplatzes. Der Arbeiter setzte den Sack ab und wischte sich über die Stirn.

„Nicht einmal am Sonntag hat man Ruhe mit euerm idiotischen Fußball!“ murrte er. „Hier ist das Sägemehl, das ich herschleppen mußte.“ Der Mann am Eingang, im Knopfloch das Funktionärabzeichen, schrie zurück: „Hoho, was fällt Ihnen ein? Glauben Sie vielleicht, ich werde den Sack schleppen? Wie stellen Sie sich das vor?“

Der Arbeiter kratzte sich hinten am Kopf. „Glaubst du, daß es ein Trinkgeld gibt?“ fragte er lüsternd. „Vielleicht“, antwortete der Funk-

tionär. „Aber gehen Sie schon, ein bißchen fix!“ Der Arbeiter hob den Sack auf. Dann schwankte Vlasta Burian mit dem Sack durch den Eingang hin zum Tribünengebäude. Dort kassierte er zehntausend Kronen.

### Mit Musik

In Bratislava marschierten acht Musikanten zum Stadion. Sie marschierten auf der Straße, in zwei Viererreihen, zwischen Passanten, Autos und Velos. Je näher sie dem Stadion kamen, desto größer wurde der Wirbel.

Die acht Musikanten bliesen ein tschechisches Schlagerlied, einen Cowboysong, der zwar nicht verboten war, der aber doch offiziell als anstößig galt. Der Text: Ja na zapad cesta dlouha — ein weiter Weg ist's nach dem Westen. Das spielten sie, und die Menge freute sich. Außerdem hatte dieses Lied an diesem Tag einen besonderen Sinn, denn im Stadion spielte ZDKA Moskau gegen SK Bratislava. Da war das eine rechte Pikanterie.

Vor dem großen Tor blieben die Musikanten stehen, ohne ihr Spiel zu unterbrechen. Musik schafft Freunde. Überdies hielt man diesen

fröhlichen Musik-Achter für die Kapelle, die im Stadion zu spielen hatte. Das Tor wurde geöffnet. Die acht marschierten musizierend durch, die Musikanten grüßten mit Kopfnicken. Das Tor wurde wieder geschlossen.

Dann lagerten sich die Musikanten am Rand des Spielfeldes, die Instrumente neben sich, als warteten sie auf ihr Auftreten.

### Mit Tragbahre

Auf ähnliche Weise schwindelten sich in Budapest zwei Medizinstudenten in den Ferencvaros-Platz zum Mitropacupspiel FTC — Austria Wien. Sie trugen einen Medikamentenkasten, das rote Kreuz leuchtete auf weißem Grund. Auf einer Tragbahre lagen weithin sichtbar die Drahtgerüste, die man zum Schienen von Brüchen benötigt. Sie rückten an mit der teilnahmslosen Miene von Berufssanitätern, denen es gleichgültig ist, was sie zu behandeln haben. Beinbruch, Armbruch, Halsbruch, Dienst ist Dienst, aber Schnaps wäre ihnen lieber.

Es gibt einige Dinge, mit denen der Mensch nichts zu tun haben will: Operation, Chirurg, Zange zum Zahnziehen, Drahtgitter um gebrochene Knochen. Daher ließ man die zwei mürrischen Sanitäter anstandslos durch. Während des Spiels saßen sie hinter einem Tor auf ihrer Tragbahre und sahen vergnügt drein, als wären sie außer Dienst.



## KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★★ Hedda Hopper, die in Amerika nicht nur wegen ihrer verrückten Hüte, die sie trägt, bekannt ist, sondern von den Filmstars in Hollywood wegen ihrer „spitzen Zunge“ gefürchtet wird, trat zu einem Besuch in München ein, um ihren amerikanischen Lesern erzählen zu können, was sich hier im Filmgelände Geiseltasteig tut, wo im Augenblick einige amerikanische Filmschauspieler mit Dreharbeiten beschäftigt sind. Wie alle Klatschbasen zeigte sich Hedda Hopper in München reizend — aber wer weiß, was nach diesem Cocktail in ihr „blaues Buch“ geschrieben wird. Ein Artikel von ihr hat schon oft genügt, plötzlich einen beliebigen Schauspieler beim Publikum in Ungnade fallenzulassen.

★ Mary Pickford war zwischen 1909 und 1929 der erste wirklich große Filmstar von Weltruhm. Unsere Eltern werden sich noch an sie erinnern. Die große Mary ist heute 60 Jahre alt, und das ist, was sie von den Stars von heute hält: „Sie sehen alle aus wie vom Fließband. Sie werden alle in die gleiche Form gepreßt. Sie gehen vor der Aufnahme zum Make-up und verlieren dabei jede Individualität. Eine sieht dann aus wie die andere, und selbst die Namen sind sich schon ähnlich.“

★ Der Stiftungsrat des Friedenspreises des deutschen Buchhandels hat Professor Martin Buber, Jerusalem, zum Friedenspreisträger 1953 gewählt. Der mit 10 000 DM dotierte und in den Vorjahren an Albert Schweitzer und Romano Guardini verliehene Preis wird Martin Buber während der Buchmesse, die vom 24. bis 29. September in Frankfurt am Main stattfindet, in der Paulskirche überreicht.

★ Von Charles Wilson, einem Häftling der Schweizer Strafanstalt St. Gallen, ist nach „Was würden Sie tun...“ und „Die Tautliege“ ein neues Drama in der Bundesrepublik herausgekommen. Das „Podium“, eine Studiobühne des Städtischen Theaters in Ulm, brachte die Uraufführung des Schauspiels „Auferweckung des Lazarus“. Es behandelt das Schicksal eines Mannes, der durch einen Bombenangriff verkrüppelt wird und die Liebe seiner Frau verliert.

★ Für die beste Frauendarstellung in einem ausländischen Film erhielt Hildegarde Knei den Ersten Filmpreis der Stadt Vichy. Die Stadt verlieh den Ehrenpreis für den besten französischen Film dem von Marcel l'Herbier inszenierten Streifen „Der Vater des Fräuleins“.

★ Filmpress berichtet, daß die Gage von Hannelor Matz von 5000 auf 6000, dann auf 12 000 und im „Weißen Röhl“ auf 25 000 DM von Film zu Film gestiegen sei. In „Arlette erobert Paris“ erhält Hannelor Matz schon 50 000 DM, und dann sollen Produzenten kommen, die ihr bereits 100 000 DM bieten.



★ Das lang umkämpfte „Schmutz- und Schundgesetz“ wurde im Bundesgesetzblatt verkündet. Es tritt am 9. Juli in Kraft. Von diesem Zeitpunkt an dürfen unsittliche sowie Krieg, Rassenhaß und Verbrechen verherrlichende Schriften und Abbildungen nicht „mehr leilgeboten oder zugänglich gemacht werden“. Wer gegen das „Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften“ verstößt, kann mit Gefängnis bestraft werden.

## Leser schreiben an den Aufwärts

### Reporter nach Budapest

... und Du solltest lieber einmal auf die „Weltjugendfestspiele der Jugend und Studenten“ in Budapest hinweisen und alle Leser zur Teilnahme an dieser wahrhaft bedeutungsvollen Veranstaltung der friedliebenden Jugend der ganzen Welt auffordern. So frage ich: Warum tust Du das nicht? Und zweitens: Willst Du nicht auch wie andere demokratische Zeitungen einen Reporter nach Budapest senden?

Willi ter Hövel, Nürnberg

Zur Frage 1: Solange dort die freie Meinung unterdrückt wird und Leute wegen ihrer politischen Anschauung verfolgt werden, wollen wir nichts mit der Sache zu tun haben. Vielleicht also im nächsten Jahr — wenn man inzwischen drüber gelernt haben sollte, was Demokratie ist.

Zur Frage 2: Wir haben nur wenige gute Reporter. Die möchten wir gern behalten.

### Die Sache mit Haken

Eure Modeseiten finde ich sehr gut, und ich freue mich auch, daß Ihr so was jetzt öfter bringt. Die Sache hat nur einen Haken: Was Ihr zeigt, das ist nichts für unseren Geldbeutel. Natürlich würde ich mich auch gern so kleiden wie die Mädchen auf Deinen Fotos. Aber mit DM 33.40 Wochenlohn?

Maria Rehmer, Osnabrück

Unsere Meinung: Es gibt auch sehr schöne Stoffe, die billig sind. Und Selbstschneidern kostet nichts.

Die Redaktion

### Wo der Daumen links ist

Ihr habt in der letzten Nummer auf der Modeseite bei dem großen Bild offenbar links und rechts verwechselt. Rechts ist da, wo der Daumen links ist. War da mal wieder der „Druckfehlerteufel“ schuld?

Ingeborg Ewers, Köln-Sülz

Wir bitten um Entschuldigung. Die Redaktion

### 11 000 nach Salzburg

Es war sicher sehr schön beim internationalen Treffen junger Gewerkschafter in Salzburg, und die Leitung des OGB, Abt. Jugend, hatte sicher ihre Aufgaben mit Geschick gemeistert. Dafür erscheint mir aber die Verteilung der Teilnehmer innerhalb unserer Bundesrepublik nicht ganz gerecht vonstatten gegangen zu sein. Ich habe nichts gegen die Bayern, aber war es notwendig, daß von dort allein 3800 dabei sein durften, während nur 200 aus dem übrigen Bundesgebiet das große Glück hatten?

### Aufbau verunglimpfen

Ihr solltet Euch schämen, unsere Friedensfreunde in der Deutschen Demokratischen Republik lächerlich zu machen und den Aufbau der Werktätigen dort zu verunglimpfen. Damit stellt ihr Euch in die Reihen der anglo-amerikanischen Kriegshetzer und Provokateure und macht Euch zu Handlangern der westlichen Imperialisten.

Hans Pottawa, Ffm.-Bonames

### Von einer fremden Macht

Ich wundere mich nicht, wenn sich heute täglich etwa tausend Jugendliche von einer fremden Macht zur Fremdenlegion anwerben lassen. Hätten diese Jugendlichen einen anständigen Arbeitsplatz, dann kämen sie nicht auf den Gedanken, sich anwerben zu lassen.

H. H., Minden



### Hat viel Ähnlichkeit

Anbel schicke ich hier ein hübsches Bildchen, das viel Ähnlichkeit hat mit dem Bild auf der letzten Seite in Ihrer letzten Nummer. Ich möchte sagen: Wie die Alten sunen, so zwitschern die Jungen...

Carola Hempelmann, Köln



### In unseren eigenen Reihen

... und möchte Euch noch ein Lob sagen für den ausgezeichneten Artikel in Nr. 11 (1. Seite): „Einen Augenblick, bitte.“ Der Schreiber hat wirklich dieses Problem richtig gesehen. Andererseits aber: Ist es in unseren eigenen Reihen nicht genau so? Beharren nicht auch bei uns viele alte Kollegen stur auf ihren Plätzen und lassen uns nicht an unsere Aufgaben heran?

K. W., Wuppertal-Vohwinkel

„Sechs Jahre schon bin ich jetzt bei Fullers“, erzählte Dora Könzgen dem AUFWARTS-Reporter, der einen Streifzug durch Münchens Besatzungsquartier machte. Es stört sie nicht im geringsten, daß Mr. Fuller, Sergeant der US-Army, ein Neger ist. „Im Gegenteil“, meint Hausmädchen Dora, „ich habe es selten so gut gehabt. Ich gehöre fast mit zur Familie.“ In den USA, Heimat der Fullers, wäre das unmöglich. Dort finden es weiße Mädchen unter ihrer Würde, einen schwarzen Chef zu haben. Und jede von ihnen würde sich unmöglich machen, wenn sie es wagen würde, in dieser Frage fortschrittlicher zu sein.



## Ich bin Hausangestellte bei einer schwarzen Familie



Mit Mrs. Fuller zusammen versorgt Dora Könzgen tagsüber den kleinen Haushalt. Abends muß alles schön und fertig sein: Dann kommt Papa nach Hause. Rachel Fuller greift — genau wie ihre weiße Schwester — noch einmal zu Lippenstift und Parfümflasche. Punkt fünf Uhr stehen Andre und Melody an der Tür. Papa kommt! (Bild rechts.) Das Familienleben der Fullers beginnt.



Der Feierabend beginnt, allerdings auch hier — sehr zum Leidwesen von Mama — mit der Zeitung. (Bild links.) Auch Melody scheint nicht ganz einverstanden zu sein. Papa hatte doch fest versprochen, heute abend mit ihnen „Cocktail-Bar“ zu spielen. Fotos: Copress-Reichmann

Einen Whisky bestellt Andre, und Papa gießt ein. Andre stört es nicht, daß der Korken noch auf der Flasche ist, und zahlt mit einem Hosenkнопf. „Die schwarzen Männer in unserem Viertel sind liebe Familienväter“, erzählt Dora. Warum auch nicht? Nur irgendwelche dumme Schruppfermannen meinen noch, Menschen mit schwarzer Hautfarbe seien Wilde.



## Mein Vetter Kalle

Fortsetzung von Seite 5

in welchem Zusammenhang, weiß er gar nicht. Aber jetzt muß er was sagen. „Ich kann in meinem Betrieb die Kontrollarbeit nicht zur Durchführung bringen.“ Als es „rausgeplatzt“ ist, tuschelt ihm sein Nebenmann zu: „Du bist gelobt worden.“ — „Das steht ja hier noch gar nicht zur Debatte“, ruft Kraschke von vorn. Kalle ist jetzt völlig verwirrt. „Produktion ist wichtiger“, ruft er zurück. Kraschke scheint verblüfft und zugleich verärgert. „Du kannst dich ja in der Diskussion zu Wort melden. Ich rate dir aber dringend, vorher noch einmal die Beschlüsse des ZKs zu durchdenken.“

Kalle fällt auf seinen Stuhl zurück. Kraschke krächzt einen Frosch los und redet weiter. „Verflucht noch mal“, denkt Kalle, „das kommt von Pennen. Jetzt muß ich in der Diskussion sprechen. Auffallen ist idiotisch! Was sagste nur in der Diskussion. Jetzt kannst du bestimmt nicht mehr drücken.“ Unruhig rutscht er auf seinem Stuhl hin und her. „Auffallen ist idiotisch!“

Dann kommt ihm eine Idee. Er beugt sich zu seinem Nebenmann. „Mir ist schlecht“, sagt er, „sehr schlecht. Ich muß raus. Laß mich mal durch!“ Und er versucht möglichst unauffällig den Saal zu verlassen. Draußen atmet er tief. Wenn Kraschke jetzt nach ihm ruft, wird ihn der Nebenmann gewiß entschuldigen! „Morgen muß man zu Kraschke gehen. Hoffentlich glaubt der nicht, ich hätte aus Opposition den Saal verlassen. Morgen muß man zu ihm gehen.“ Kalle fühlt sich jetzt tatsächlich elend.

Er schwingt sich aufs Fahrrad. Einen Augenblick überlegt er, ob es sich jetzt noch lohnt, zum Kino zu fahren. Gefecht im Frieden! „Ach was“, sagt Kalle laut zu sich selbst, „heute ist Schluß, Feierabend, Ruhe, aus. Man muß doch mal Luft schnappen!“ Dann tritt er kräftig in die Pedale.

„Morgen muß man zu Kraschke gehen“, denkt er. — „Schluß, Feierabend!“ — „Kraschke, das war bloß ein Mißverständnis.“ — „Aus für heute!“ — „Ich wollte bestimmt nicht die Linie...“ — „Jetzt ist Ruhe!“ Vor der Haustür fährt er noch eine große Schleife. Dann schleppt er das Rad schnell in den Keller. Die Treppe hoch nimmt er immer gleich zwei Stufen.

Helga ist nicht da. Kalle geht in die Küche und nimmt den Teller mit Broten, die sie für ihn gemacht hat. Er trägt ihn in seine Kammer. Dann wäscht er sich am Spülstein in der Küche.

Nach fünf Minuten liegt Kalle Springer im Bett. Er zieht den Matraz mit Stullen heran. Dann greift er unter die Matratze und zieht ein Buch mit billigem grünem Kartoninband und buntem Bild auf der Titelseite hervor. Zwischen Seite 186 und 187 steckt ein Stück „Volksstimme“. Kalle schlägt auf und beginnt gleichzeitig zu kauen. „Mein weißer Bruder möge mit mir kommen“, sagte Winnetou. „Acht strenge Augenpaare blicken von den Wänden auf einen Jungen, der einigermaßen zufrieden lächelt.“

Ich weiß nicht, ob Kalle, ein junger Arbeiter, unter den Arbeitern war, die in Magdeburg gegen das Regime marschiert sind. Ich bin aber ganz sicher, daß er nicht zu denen gehört hat, die sich diesen Arbeitern entgegengestellt haben! Dazu langt es beim Kalle bei weitem nicht. Das können nur die ganz verkommenen und ausgebrannten Funktionäre des Regimes, die willenlosen Werkzeuge, die Roboter der Macht. Kalle ist ein Grenzfall. Er gehört noch zu den Arbeitern, lebt wie sie, denkt und fühlt beinahe noch wie sie, befindet sich aber schon dicht am Rande des Sogs, der manchen in die Partei hineingerissen hat. Eines weiß ich aber ganz genau: Wenn Kalle nicht dabei gewesen sein sollte, dann hat ihn der Aufstand der Arbeiter doch für eine ganze Zeit davor bewahrt, in den unerbittlichen Sog hineingerissen zu werden.



### Umlegerätsel

Die Buchstaben-Dreiergruppen aus der linken Figur sind so auf gleichgestaltete Felder der rechten Figur zu übertragen, daß sich in dieser zeilenweise von oben an gelesen ein Zitat aus Johann Wolfgang Goethes Schauspiel „Iphigenie auf Tauris“ ergibt. Die in der rechten Figur bereits angegebenen Buchstaben erleichtern die Aufgabe weitgehend.

### Auflösung aus Nr. 12

a) 1. Atom, 4. Song, 6. Puppe, 8. Er, 10. Tea, 11. Ab, 12. non, 14. All, 15. Gerüst, 16. Leu, 17. ten, 19. an, 20. Eis, 22. Ra, 23. Areal, 24. Berg, 25. Unke.  
b) 1. Aden, 2. op., 3. Mut, 4. Spa, 5. Gobi, 7. Petunie, 8. Roggen, 11. Alter, 13. neu, 14. Ast, 16. Laub, 18. Nabe, 20. Erg, 21. Sau, 23. Ar.